



# Allerösterreichisches Blatt.

Nr. 14.

Samstag

den 2. April

1831.

## Scenen aus dem Kriegsleben.

In gespannter Erwartung lagen mehrere Offiziere verschiedener Truppentheile, sämmtlich zu den Vorposten gehörend, an dem Vorabend der Schlacht an der Raabach, um ein großes Bivouac-Feuer her, eng in ihre Mäntel gewickelt, und laut über das rauhe, unfreundliche, naßkalte Wetter murrend.

Man erwartete für den folgenden Tag eine entscheidende Schlacht, denn lange schon stand man dem Feinde, ohne einen bedeutenden Schlag gethan zu haben, gegenüber, und vor wenigen Stunden endlich war der Befehl angelangt, daß das ganze Armecorps sich mit dem anbrechenden Tage bereit halten sollte, über den Raabach zu gehen, um den Feind anzugreifen.

So willkommen auch eine solche Nachricht dem Soldaten, und besonders dem Offizier, der außer Ruhm und Ehre, auch noch das keineswegs zu verachtende Avancement sich winken sieht, jederzeit ist, so kann sie doch auch nicht ermangeln, ihn in eine ernstere, gewissermaßen feierlichere Stimmung zu versetzen. Sobald der Befehl zu einer Hauptschlacht gegeben ist, darf jeder Soldat, ohne daß er deshalb beben wird, sein Leben als verfallen betrachten, und rettet er es aus der Schlacht, hat er gar das Glück, alle Gefahren unverwundet zu überstehen, so muß er dieß als einen Gewinn betrachten, welcher dem des großen Looses in der Lotterie wenig nachgibt.

Daher wird auch die Fröhlichkeit in den Kriegslagern, mag sie sich in denselben auch für gewöhnlich bis zur Ausgelassenheit, oder wenigstens bis zum lauten Jubel steigern, am Vorabend einer vorausbestimmten Schlacht sicher verstummen, denn die letzte Nacht, auf die der Soldat dann vor seinem Tode mit Sicherheit

rechnen kann, ist zu wichtig, als daß nicht Jeder sie mit ernstern Betrachtungen, oder doch mit ruhigem Schlaf, um Stärkung für das schwere Werk des kommenden Tages zu gewinnen, nicht aber bei dem Bescher, bei Karten und Würfeln, hinbringen sollte.

In solch feierlicher Stimmung nun befanden sich auch die erwähnten Offiziere, und nur wenig Worte wurden gewechselt, ehe Einer nach dem Andern entschlummerte. Nur zwei blieben wach, zwei innig vertraute Freunde, der Husarenleutenant v. R., und der Artillerieleutenant v. K.... »Bruder!« begann der Erstere, sonst einer der heitersten unter den heitern Kameraden, heut aber ungewöhnlich ernst, fast wehmüthig gestimmt; »Bruder, mir ahnet, daß morgen mein Todestag seyn wird.«

»Sei doch kein Thor,« fiel v. K. ihm in die Rede, »und raube Dir selbst den Muth nicht, mit dergleichen abergläubischen Grillen.«

»Du weißt,« entgegnete R., »daß ich nichts weniger, als abergläubisch bin; auch denke ich morgen zu zeigen, daß das innere Gefühl, welches mir meinen Tod verkündet, mir den Muth zum Kampfe gegen die gehäßten Unterdrücker des Vaterlands nicht raubt. Fest aber bin ich überzeugt, daß das Gefühl nicht trügt, und so habe ich denn noch eine Bitte an Dich, die letzte ganz unbezweifelt für dieses Leben.«

»Sprich sie aus,« sagte K., den des Freundes feierliche Stimmung allmählich auch ernst zu stimmen begann. »Sprich sie aus, und ich gelobe Dir die Erfüllung, wenn sie irgend in meinen Kräften steht.«

»Das wird Gott geben,« erwiderte R., indem er dem Freunde herzlich die Hand drückte. Nach einer Pause fuhr er dann fort: »Empfängst Du morgen die Nachricht, daß ich geblieben bin, und der Himmel

Dir glücklich durch die Gefahren des morgenden Tages, so suche meine Aeltern — meine Braut,« — die Wehmuth drohte seine Stimme zu ersticken, indem er der Geliebten gedachte, die er nur deshalb noch nicht Gattin nannte, weil er der Stimme des Vaterlandes ohne Zögern gefolgt war, als es seine Söhne zu den Waffen rief, — »schnell und schonend von meinem Ende zu benachrichtigen. Erlauben es die Verhältnisse des Dienstes, so bringe ihnen die Nachricht selbst, und sage den Theuern, Lieben, sie sollen nicht um mich trauern, denn ich sei freudigen Muthes gefallen im ehrenvollen Kampfe für das Vaterland, in treuer Erfüllung meiner Pflicht.«

»Wo aber finde ich sie?« fragte K.

»Wahrscheinlich sind sie — «

Da fiel ein Schuß; schnell sprangen die Schlafenden auf, jeder eilte an seinen Posten, und kaum blieb K., ehe er sich auf sein Pferd schwang, so viel Zeit, den Freund noch einmal voll Innigkeit an die Brust zu drücken; dann sprengte er davon, um zu recognosciren, und sie trafen vor Beginn der Schlacht nicht wieder zusammen.

Die Schlacht war glorreich gewonnen, aber der Lieutenant v. K. konnte sich des Sieges nicht so recht mit fröhlichem Muthes freuen. K. hatte sich in seiner Todesahnung nicht betrogen. — Er war gefallen, mit Ruhm bedeckt.

Als die Schlacht beendet war, erhielt der Lieutenant v. K. mit der von ihm befehligten halben Batterie sein Quartier in einem Dorfe, welches vom Schlachtfeld eben weit genug entfernt war, um nicht durch das Kriegsgetümmel unmittelbar zu leiden. Der Lieutenant selbst erhielt das Quartier auf dem Edelstige, wo er von dem bejahrten Gutsbesitzer, dessen Gattin, einer ehrwürdigen Marone, und einem blühenden, ungemeyn reizenden jungen Mädchen, aller Wahrscheinlichkeit nach deren Tochter, mit der größten Freude und Zuvoorkommenheit, und dabei mit einer Herzlichkeit empfangen ward, wie sie nur dem befreundeten Krieger nach einer gewonnenen Schlacht zu Theil werden kann. Aber so willig sich ihm auch die Herzen der Schloßbewohner geöffnet hatten, so drängte doch sein unverkennbarer Trübsinn, sein finsterner Ernst, jede Freundschaftsbezeugung in ihre Herzen zurück, und sie beklagten es aufrichtig, daß ihnen an einem Tage, wie der heutige, wo sie sich so gern mit allen ihren Landsteuten des errungenen Sieges so recht aus vollster Brust gefreut hatten, eine so mürrische, unfreundliche Einquartierung zu Theil werden mußte.

Als K. mit seinen Wirthen zu Tische saß, — und der Gutsbesitzer hatte, das Siegesfest würdig zu feiern, das Beste auftragen lassen, was Küche und Kel-

ler zu leisten vermochten, ergriff der würdige Greis theilnahmtevoll seines geringgesehenen, wenn gleich unbetenen Gastes Hand, schüttelte sie mit biederherzigem Drucke, und sagte in Zutrauen erweckendem Kummer: »Lieber Lieutenant, was ist es für ein Kummer, der Ihre Brust so sehr belastet, daß Sie an einem Tage, wie der heutige, wo jeder Krieger unseres Heeres laut jubeln sollte, sich einem so auffallenden Trübsinn hingeben können? — Glauben Sie nicht, daß eitle Neugier mich zu dieser Frage veranlaßt, sondern nur der Wunsch, Sie in heiterer Stimmung zu sehen. Wahrlich, sähe ich meinen Sohn heut in einer solchen Stimmung, — ich müßte irre werden an seiner Vaterlandsliebe.«

»Sie haben auch einen Sohn bei unserem Heere?« erwiderte v. K.

»Den einzigen,« entgegnete der Edelmann; »meinen Stolz und meine Freude; die Stütze unseres Alters.« Bei diesen Worten reichte er seiner Gattin traulich die Hand.

»Und Sie können sich Ihrer Freude über unsern Sieg so ganz ohne Rückhalt hingeben, noch ehe Sie wissen, ob nicht vielleicht Ihr Sohn denselben mit seinem Leben erkämpfen half?« fragte der Lieutenant.

»Für heute kann unsere Freude ungetrübt seyn,« erwiderte sein Wirth, »denn mein Sohn steht nicht bei diesem Armeecorps.«

»Wohl Ihnen,« sagte v. K., »dann können Sie seines Lebens sich wenigstens noch für heute erfreuen!«

»Herr Lieutenant,« begann nun das reizende Mädchen, K's. freundliche Tischnachbarinn, »gewiß haben Sie durch die Schlacht ein theures Leben eingebüßt; wenigstens weiß ich nur so mit Ihre Stimmung in solcher Zeit zu deuten. — Hatten Sie es nicht für Unbescheidenheit, wenn ich Sie bitte, uns mit der Veranlassung Ihres Kummers bekannt zu machen; Theilnahme erleichtert den Schmerz, und von uns können Sie der aufrichtigsten versichert seyn.«

»Sie haben den wunden Fleck getroffen, mein Fräulein,« sagte K., und schämte sich nicht, die Thräne, die er dem geschiedenen Freunde weinte, aus dem Auge zu wischen. »Ja, ich läugne es nicht, der heutige Tag hat mich viel gekostet, doch fühle ich es, daß ich Ihnen eine Erklärung schuldig bin, sollen Sie mein Benehmen nicht tadelnswerth und unartig zugleich finden. — Hören Sie daher, was mich betrübt, und ich bin fest überzeugt, Sie werden mir Ihr Mitgefühl in seiner ganzen Ausdehnung schenken.«

»Die heutige Schlacht raubte mir meinen besten Freund, ich kann wohl sagen, meinen einzigen, denn nur schwer öffnet mein Herz sich der Freundschaft. — Dennoch aber ist es weniger der Verlust selbst, als die Art und Weise, wie derselbe statt fand. — Ich hatte

mit meiner Batterie in der Reserve gestanden, weil man für nöthig fand, meine Leute und Pferde zu schonen, da wir lange auf Vorposten gewesen waren. Uns war diese Anordnung keineswegs nach Wunsch, denn wir fürchteten, dadurch verurtheilt zu seyn, dem ganzen Kampfe theilnahmslos zusehen zu müssen. Endlich jedoch erhielt ich den Befehl, eine Stellung durch meine vier Geschütze zu verstärken. Freudig sprengte ich meinen Leuten voraus, um den passendsten Platz zur Aufstellung meiner Geschütze zu ersehen, da hörte ich mich plötzlich von matter Stimme beim Namen gerufen. Erschreckt durch den Ton der Stimme, die mir bekannt schien, parirte ich mein Pferd, und sah — meinen geliebten Freund, das Gesicht mit Blut bedeckt, am Boden liegen.

„Bruder, erbarme Dich meiner,“ wimmerte er zu mir herauf. „Ich muß umkommen, wenn ich hülflos hier liegen bleibe.“ — „Um Gottes Willen, Du bist verwundet?“ rief ich. — „Schwer?“ — „Im Kopf und am rechten Arm;“ stöhnte er; „aber ich muß mich verbluten, bleibe ich noch eine Stunde hier liegen.“ — Eben wollte ich, nur meines Freundes gedenkend, und in diesem Augenblicke alles außer uns vergessend, von dem Pferde springen, dem unglücklichen Freunde beizustehen, da rasselten meine Geschütze heran, und ehe ich es hindern konnte — ach, daß ich es gewesen wäre — fuhr das eine gerade über meinen unglücklichen Freund fort. — Gellend schrie er auf. — Der Ton schnitt mir durch die Seele, und unfähig, seine Leiden zu untersuchen, zugleich aber auch von der eisernen Pflicht getrieben, drückte ich meinem Pferde die Sporen ein, und jagte davon. In der Linie eingerückt, richtete ich ein mörderisches Feuer auf den Feind, aber dessen ungeachtet konnte ich des Gedankens an meinen unglücklichen Freund mich nicht erwehren, und benutzte den ersten ruhigen Moment, der sich nur bot, um einen Unteroffizier, der leicht verwundet war, und auf den ich mich überdieß verlassen konnte, auf dem Wege, den wir gekommen waren, zurück zu schicken, um meinen Freund, dessen Uniform ich ihm nannte, und dessen Person ich ihm noch überdieß genau beschrieb, jedenfalls aufzusuchen. — Er hat ihn gefunden; aber wie? — Beide Schenkel waren ihm durch mein Geschütz gräßlich zerschmettert, und in den Armen meines Unteroffiziers, der vor einigen Stunden erst wieder zu mir stieß, verschied mein armer Freund unter den gräßlichsten Schmerzen.“

Es erfolgte eine Pause, während welcher Niemand zu athmen vermochte; dann seufzte R., beide Hände vor das Gesicht haltend; „D mein Rudolph, mußte ich noch auf so fürchterliche Art das Werkzeug deines Todes werden?“

„Rudolph hieß Ihr Freund?“ fragte der Guts-

herr, und krampfhaft zuckten seine Mienen bei dieser Frage; und als erwarteten sie ihr Todesurtheil, schienen die beiden Damen der Antwort zu lauschen.

„Rudolph v. R.“ entgegnete R., diese Spannung nicht bemerkend; „seine Aeltern müssen hier —

Aber er vermochte den Satz nicht zu vollenden; mit gellenden Angstschrei fielen die beiden Damen in Ohnmacht, und der Herr des Hauses sank gegen die Lehne des Stuhles zurück, und rang in stummer Verzweiflung die Hände. — R. war bei den Aeltern seines Freundes im Quartier, und die er für die Tochter des Hauses gehalten, war die erwählte Schwiegertochter.

Zum Schlusse nun nur noch wenige Worte, die schönen Leserinnen in eine sanftere Stimmung zu versetzen, als sie empfinden würden, wollten wir gleich hier diese durchaus wahre Scene aus dem Kriegsleben schließen. — Mutter und Braut kehrten aus ihrer Ohnmacht zum Leben zurück, und während der zwei Tage, die es R. vergönnt war, bei den Aeltern seines dahingeschiedenen Freundes zu verweilen, gewannen die bisher sich gänzlich fremden Personen dieses kleinen Kreises gegenseitig die größte Achtung vor einander; — R. eroberte durch die Liebe zu seinem verstorbenen Freunde das Herz dessen hinterlassener Braut, ohne daß sie selbst es wußte, oder auch nur ahnete, wie im Sturme, und als er nach beendigtem Feldzuge in der Stadt in Garnison kam, in der ihre wirklichen Aeltern lebten, ward er mit ihr bald so bekannt, daß sie beschloßen, den Rest ihres Lebens in Gemeinschaft zu wandeln. — Bis jetzt soll dieser Entschluß sie noch nicht gereut haben.

### Ueber den May's und dessen Verbreitung.

Vorliegende kleine Abhandlung enthält die vollständige Geschichte einer der wichtigen Getreidearten, die wir hier um so mehr im gedrängten Auszuge wiedergeben zu müssen glauben, da sie einen neuen Beweis der unermüdeten und vielseitigen Thätigkeit ihres berühmten Verfassers liefert, und wohl nicht in die Hände aller unsrer Leser gelangen dürfte.

Das eigentliche Mutterland des May'ses ist so wie das unsrer meisten Cerealien bis auf diesen Augenblick noch nicht mit Bestimmtheit ausgemittelt. Aug. St. Hilaire hat zwar in einer in den Annalen des scienc. natur. T. XVI. 1829. p. 145. eingerückten Notiz Gründe angebracht, die dessen Heimath in den feuchten Wäldern Paragay's vermuthen lassen, indessen bedarf dieß noch sehr einer weitem Bestätigung. Die Cultur desselben unter den wärmeren Zonen verliert sich in die indischen Mythen, und vor der Entdeckung von Amerika findet sich in keinem europäischen Schriftsteller eine Mel-

dung von dieser Getreideart. Zu der Zeit, als die Euro-  
 päer Amerika entdeckten, war die Cultur des Mays  
 bereits von dem südlichen Theile von Chili bis nach  
 Pennsylvanien verbreitet, und selbst die entferntesten  
 Nationen besaßen ihn. Einer Tradition der Azteken in  
 Mexico zufolge soll die Cultur desselben im 7ten Jahr-  
 hundert unster Zeitrechnung von den Tulteken in Me-  
 xico eingeführt worden seyn. Von da wurde er schon  
 durch Christoph Columbus nach Spanien ge-  
 bracht, und Oviedo erzählt bereits 1525 in seiner  
 Naturgeschichte von Indien, daß er den Mays in An-  
 dalusien, und bei der Kapelle von Antocha unweit Ma-  
 drid auf Feldern gesehen habe. Doch scheint dessen An-  
 bau hier nicht mit vielem Erfolg betrieben worden zu  
 seyn, indem er nach Hernandez unter König Phi-  
 lipp II., 1555 — 1589 noch wenig in Spanien benützt  
 wurde. Von da wanderte er wahrscheinlich durch spani-  
 sche Kriegerleute, die damals in Sicilien hausten, nach  
 dem südlichen Italien, und erhielt deswegen den Na-  
 men *Triticum sicalum*. In Frankreich, wo derselbe  
*blé d'espagne* genannt wurde, war er unter Heinrich  
 II. 1547 — 1559 bereits bekannt, wurde aber erst zu  
 Ende des 16ten Jahrhunderts allgemein angebaut. In  
 Deutschlands Gärten kam er in der Hälfte des 16ten  
 Jahrhunderts. 1542 führt ihn Leonhard Fuchs  
 als aus Griechenland und Asien gebracht, und in den  
 meisten Gärten einheimisch an. 1552 erzählt Neme-  
 bert Dodonäus, das von ihm sogenannte *milium*  
*indicum* würde seit wenigen Jahren in Frankreich,  
 Brabant und Deutschland gebaut. In Englands Gär-  
 ten wurde der Mays im Jahre 1565 eingeführt. Um  
 dieselbe Zeit scheint er sich auch aus dem südlichen Ita-  
 lien in das nördliche verbreitet zu haben. Nach Ago-  
 stino Gallo, soll er im Jahre 1560 zuerst in den Um-  
 genden von Rovigo gebaut worden, und von da erst in  
 das Venetianische übergegangen seyn. 1571 soll er im  
 Mailändischen Gebiete allgemein verbreitet gewesen,  
 1590 durch Dorico Pilori nach Belluno, und  
 durch Benedetto Mari nach Friaul gebracht wor-  
 den seyn. Im Jahre 1610 war dieses neue Getreide  
 bereits ein wichtiger Handelsartikel der Venetianer, so  
 daß der Anbau desselben im Großen am Ende des 16ten  
 oder zu Anfang des 17ten Jahrhunderts begonnen zu  
 haben scheint. Von den Venetianern scheint es zu-  
 nächst auf den griechischen Inseln und im Oriente ver-  
 breitet, und von da durch die türkischen Völker nach  
 Ungarn gebracht worden zu seyn, in welchen Gegenden  
 es heut zu Tage die allgemeine Nahrung bildet. 1647  
 wurde es von Verona nach Roveredo verpflanzt, die  
 allgemeine Verbreitung im südlichen Tirol erfolgte je-

doch erst in der Hälfte des 17. Jahrhunderts, und nun  
 wanderte es allmählig nach Teutschtirol, besonders in  
 die Umgegend von Innsbruck. Weniger Glück machte  
 der Mays in dem mit Wein und Wiesen gesegneten  
 Theile des südlichen Tirols, indem er hier erst  
 1757 nach einer furchtbaren Ueberschwemmung ange-  
 baut wurde; jedoch keine besondere Aufnahme fand.  
 Nach Steiermark dürfte er erst im 17ten Jahrhunderte  
 aus Croatien und Ungarn, nach Kärnten und Krain  
 aber wahrscheinlich aus Oberitalien und Tirol einge-  
 führt worden seyn. In Deutschland, wo das Klima  
 nur in seiner südlichen Hälfte dem Maysbau günstig  
 ist, hat er die Cultur der gewöhnlichen Cerealien nicht  
 zurückgedrängt, wird aber in Württemberg und den  
 Rheinischen Provinzen noch immer gebaut, in Oester-  
 reich und Mähren bloß örtlich, ebenso in der Schweiz,  
 in Böhmen hat er die Gärten selten mit Erfolg ver-  
 lassen. — Die älteste und zugleich auffallendste Be-  
 nennung des Maises ist die von *Fruementum turci-*  
*cum asiaticum*, die richtigste die von *Matthio-*  
*lus: Fruementum indicum*, alle übrigen beziehen  
 sich auf die nächste Provinz, aus welcher man den Sa-  
 men erhielt. Der Grund dieser Namens- und Va-  
 terlandsverwechslung scheint darin zu liegen, daß Co-  
 lumbus das Merikanische Festland, von ihm *de gra-*  
*cia* genannt, für einen Theil von Asien hielt, und das  
 von ihm daselbst beobachtete Getreide als eine asiatische  
 Frucht vertheilte, woher in der Folge, da die Türken  
 einen großen Theil von Asien inne hatten, die Benen-  
 nung *Fruementum turcicum* entstand.

### Warnung.

Das so berühmte Ohrenöhl (*huile acoustique*),  
 von einem Dr. Mène Maurice in Paris verfertigt,  
 welches neuerlich in vielen teutschen Blättern ausgebo-  
 ten wird, ist nichts anderes, als ein, mittelst Alkan-  
 nawurzel rothgefärbtes, feines Olivenöhl. Wenn ein  
 Gläschen dieses Geheimmittels, von 2 Loth Inhalt,  
 um 12 Kreuzer verkauft würde, so müßten alle Hart-  
 hörigen Deutschlands der Menschenfreundlichkeit des  
 französischen Doctors Dank wissen; da dieser aber drei  
 und einen halben Gulden für das Stück sich bezahlen  
 läßt, so scheint mehr eine Pariser Beutelschneiderei,  
 als der wohlgemeinte Rath eines französischen Arztes,  
 uns Deutsche hörig machen zu wollen. Das Oliven-  
 öhl, mit seiner Eigenschaft, nicht auszutrocknen, ist  
 auch den teutschen Ärzten als ein Mittel zur allmäh-  
 ligen Lösung des verhärteten Ohrenschmalzes bekannt!